

Beatrice Blazek, Richie Meiler

Schließer und Eingeschlossene

Knast- und Fluchtgeschichten

Mitherausgegeben vom

Basler Institut für Sozialforschung und Sozialplanung (*basis*)
an der Fachhochschule für Soziale Arbeit beider Basel

Mit einem Vorwort von

Ueli Mäder

Rotpunktverlag

Der Verlag dankt der Fachkommission Literatur Basel-Stadt und Basel-Landschaft für den großzügigen Beitrag an die Produktionskosten.

Die Namen der handelnden Personen in diesem Buch wurden abgeändert. Authentisch sind die Namen Dr. Ernst Burren (auf seinen Wunsch), Constantinos Spingos und Walter Stürm. Dr. Ernst Burren ist kurz vor Drucklegung dieses Buches verstorben.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Blazek, Beatrice:
Schließer und Eingeschlossene : Knast- und Fluchtgeschichten /
Beatrice Blazek ; Richie Meiler. – Zürich : Rotpunktverl., 2001
ISBN 3-85869-213-1

© 2001 Rotpunktverlag, Zürich

Umschlagabbildung: Gertrud Vogler, Zürich
Druck und Bindung: Freiburger Graphische Betriebe
1. Auflage

Inhalt

Eingesperrt, Vorwort von Ueli Mäder	7
Prolog	21
Königinnen der Nacht	23
Das Turnfest	31
Eingesargt	41
Verflucht und zugenäht	49
Der Künstler	53
Direktorenwechsel	57
Tagebuch aus einem Bezirksgefängnis	67
Luftrationierung	73
In Thorberg konnte man Klappmesser kaufen	75
Von Gießbrüsten und Brotpistolen	83
Tagebuch vom Thorberg	93
Und ich zog weiter in die Ferne	99
Ein Major mit Ideen	105
Wie viel kostet eine Nacht im Knast?	111
Isolationshaft – ein Trauerstück in fünf Akten	117
Zwischenspiel	135
Hochseeschiff Bostadel	139
Auf Kurve – geradeaus	149
Mein Freund Constantinos	155
Epilog	163
Anhang I, Ein Testament	165
Anhang II, Wahrheit und Dichtung über die Isolationsfolter	167
Anhang III, Der beschwerliche Weg einer Beschwerde	173

Eingesperrt

Vorwort von Ueli Mäder

»Who is here? Please help me!«, ruft eine Asiatin aus der Aufnahmezelle. Der Aufseher klopft mit der Faust gegen die Pforte: »Halt endlich den Schnabel!« Mein zaghaftes »Gohts no!« stört ihn. Er fragt mich nach meinem Namen und schubst mich »zur Routinekontrolle« in die Zelle nebenan, »damit kein Mist reinkommt«.

Der Aufseher trägt weiße Lackstiefel mit Absätzen, ein goldenes Halsband und eine goldene Armkette. Eine Tätowierung ziert seinen Oberarm. Beim Verriegeln wünscht er »e gueti Nacht im Hotel«. Ruhig bleiben, denke ich, die dreiwöchige Haftstrafe ist rasch vorbei. Und tagsüber dürfen wir ja arbeiten gehen.

Dass die WC-Spülung rinnt, nervt mich. »Ich weiß schon«, sagt der Aufseher, »aber der, der es machen könnte, ist erst in vierzehn Tagen wieder da. Und für so eine Kleinigkeit können wir niemanden extra von außen kommen lassen. Aber im Neubau ist ja dann alles anders.« In drei Jahren soll der Neubau fertig sein. »Ich war vorher in dieser Zelle und bin fast die Wände hochgegangen«, erzählt mir ein anderer Häftling. Das Klosett sei schon seit Urzeiten kaputt.

Vater José

José raucht eine Zigarette nach der andern und redet viel. Seine Frau ist bei einem Unfall ums Leben gekommen; sein neunjähriger

Bub darf nicht wissen, dass der Vater im Gefängnis ist. Auch der Arbeitgeber darf nichts erfahren. Kurz vor Mitternacht lege ich mich schlafen. Nachdem die Kirchenglocke halb eins geschlagen hat, stehe ich nochmals auf, schalte Josés Radio ab. Er akzeptiert es, liegt angezogen auf dem schmalen, eisernen Klappbett und starrt – die Neonlampe ist noch an – zur Decke. Die WC-Schüssel, die wir teilen, befindet sich in seinem rund zehn Quadratmeter großen Teil. Noch sechzig Nächte und sechzehn Tage muss er darin verbringen. Tagwach ist um 5 Uhr 30. »Guete Morge, s isch Zyt«, heißt es dann durch die Lautsprecheranlage, durch die wir auch jederzeit abgehört werden können. Um 6 Uhr werden wir tagsüber entlassen. José eilt heim, kommt »von der Nachtschicht«, begleitet seinen Bub, der ab und zu auch alleine schlafen muss, ins Tagesheim.

Um 6 Uhr 50 beginnt für José die Arbeit auf dem Bau. Dank moderner Halbgefängenschaft kann er tagsüber seinem gewohnten Zivilleben nachgehen. Nur übers Wochenende ist das nicht möglich. Die sonnabendlichen Ausflüge vermisst José jetzt. Oft fahre er sonst mit dem Auto nach Maria-Stein und spaziere von dort aus irgendwohin. Zweimal in der Woche würden er und sein Sohn ausfahren. Das sei auch für den Motor gut, nicht zuviel und nicht zuwenig. »Mit dem Auto ich kann fahren, wenn ich habe Lust. Einmal um halbi, einmal um viertel ab. Ich nicht warten müssen auf jedi Stunde wie bei Zug.«

Mehr als ein Kind könnte sich José nicht leisten. Das wäre zu teuer, sagt er. Ein richtiger Vater müsse seinem Sohn hin und wieder zehn Franken in die Hand drücken. Sonst sei er kein guter Vater.

Diese Früchtchen

Am Sonntag: Das Mittagessen wird um 10 Uhr 30, das Nachtessen um 16 Uhr 30 gebracht. Das Besteck ist aus Plastik, die Tasse ebenfalls. Mit kaltem Wasser lässt sich das Fett schlecht abwaschen. Eine Stunde lang dürfen die inhaftierten Frauen auf die Dachterrasse. Ich schaue ihnen durch die Fensterluke zu. Wie jung die meisten sind! »Die Bullen haben nur blöde Sprüche drauf«, sagt eine. Einer Mitinsassin will sie bei nächster Gelegenheit eins knallen – »ja du mit dem grusige Bibelgrind bisch gemeint«. »Eine andere Sau« wisse genau, warum sie in der Zelle geblieben sei.

In der Kirche nebenan – die Mauern sind aneinander gebaut – findet der Gottesdienst statt. Sie singen »Oh Haupt voll Blut und Wunden«. Später singt auf dem Vorplatz auch die Heilsarmee. In den Zellen werden die Radios aufgedreht.

Während dem Znacht bleiben unsere Zellentüren ausnahmsweise geöffnet. Wir benutzen die Gelegenheit, um im Gang zu spazieren und miteinander zu plaudern. Natürlich kommen wir auf die Frauen zu sprechen. Alle Häftlinge, deren Zellen auf den Innenhof hinausgehen, haben ihnen zugeschaut. Manchmal müsse er auch »Dienst bei den Frauen machen«, erzählt der Aufseher. Das sei gar nicht so lustig – »wie im Kindergarten«. Darunter habe es auch ein paar ganz besondere Luder. Aber dazu wolle er sich nicht äußern. Obs allerdings mit dem Zuckerbrot getan sei, das diese Früchtchen hier bekämen, da sei er sich nicht so sicher. »Die werden so nur noch fauler und frecher. Und sie stecken auch die Unverdorbene an. Das ist der große Jammer. Wer hier rauskommt, der weiß jedenfalls Bescheid, aber nicht im Guten.«

Als »Mannsweib« bezeichnet der Aufseher die Strafvollzugs-

beamtin. Sie habe »Haare auf den Zähnen« und – im Gegensatz zu ihrem Vorgänger – »einfach kein Herz«. – »Zeig mir diesen lächerlichen Fackel«, sagt er zu einem Häftling, der am Nationalfeiertag keinen Urlaub bekommt, um auf der Rheinbrücke seinen Würstchenstand aufzustellen. Der Aufseher hat auch viel Verständnis für die Wut eines andern Häftlings. Nach dem Tod seiner fast angehenden Schwiegermutter durfte dieser mit seiner Braut nur gerade eine halbe Stunde gemeinsam trauern. Dabei hätte sie ihn so gebraucht, seine »Alte«. Schließlich sei sie ein einundzwanzigjähriges »Meitli« und zehn Jahre jünger als er.

Eintritt

»Wenn meine Alte mich nicht hierher bringen würde, könntet ihr mich filmen. Von alleine würde ich nie kommen.« So begrüßt uns ein über siebzigjähriger Mann bei seinem Strafantritt. Und er wiederholt diesen Satz von jetzt an jeden Abend. Seine Frau begleitet ihn stets bis zum Gefängniseingang. Da rauchen sie noch eine Zigarette, schäkern. Beide scheinen mit wenigen Zähnen gut auszukommen.

Herzlich empfangen wird der Alte am ersten Abend vom meistens angeheiterten Eisenleger Jim. »Gäll, du kommst zu uns in den Viererschlag, da ist auch einer, den du vom »Effringerhof« kennst.« Gemeint ist ein großer Metzger, der zu denen gehört, die sich vor Strafantritt noch in der Kneipe treffen und schauen, wer am meisten »Stangen kippen« kann. Einer soll es auf elf gebracht haben. Das sind immerhin über drei Liter Bier. Und die Aufseher dürftens nicht merken. Eintritt in alkoholisiertem Zustand ist verboten, heißt es im Reglement. Laut Metzger ist aber »Eintritt in nüchternem Zustand gar nicht möglich«.

Ein »Direktor«, der ebenfalls eine Strafe verbüßt, kommt jeden Abend mit dem Taxi angereist, manchmal sogar von Bern. Dafür blättert er – für alle gut sichtbar – vier Hunderternoten hin. Manchmal muss er noch vor dem Eingangstor mit seinem Natel »ein wichtiges Telefon machen«.

Ein paar hinter die Löffel

Bei der ersten der beiden Eingangskontrollen durchsuchen zwei Polizisten die Jacke eines Koreaschweizers. »Keine Angst, ich fange nichts Neues an«, sagt dieser. Seit siebzig Tagen geht er ein und aus. Seine Entlassung steht kurz bevor. »Was ist«, sagt einer der Polizisten, »willst du ein paar hinter die Löffel?!« Ich frage ihn nach seinem Namen. Er gibt höflich Auskunft.

Während wir den Innenhof passieren, rollt ein Überfallwagen an. Drei Polizisten steigen mit einem hageren jungen Mann mit entblößtem Oberkörper und auf den Rücken gefesselten Armen aus. Sein langes Haar hat er zusammengeknotet. »Den bringt ihr aber nicht in unseren Stock«, ruft der Koreaschweizer. »Dem steckt ja noch die Nadel im Arm. Solche Typen dulden wir nicht.« Nie würde er »mit einem Drögeler, einer Schwuchtel oder einem Türken die Zelle teilen«. Das seien die Schlimmsten, abgesehen natürlich von den Kinderschändern, für die unbedingt die Todesstrafe eingeführt werden müsse. »Ganz einfach: Rübe ab und ausbluten lassen.« Mehrere pflichten bei. Ein Handelsmann widerspricht: »Schau doch nach Amerika. Da gibt es die Todesstrafe und trotzdem am meisten von diesem huere Glump, Kindsmörder, Rauschgift Händler und so.« Er selbst ist »wägem Alkohol do«, der Koreaschweizer, weil er »mit den Händen redete«. Die meisten sind »wegen dem Alkohol« da, also unschuldig. »Dabei

habe ich gar niemanden angekarrt«, sagt einer. »Und das ist doch absurd. Ich war ja nur besoffen. Außer dem Blechschaden ist nichts passiert. Und das ist meine persönliche Sache. Ich kann doch nicht für etwas bestraft werden, das ich gar nicht getan habe. Das ist ungerecht. Die Kleinen hängt man, und die Großen lässt man laufen.«

Kein Türke, kein Jugo!

Autofahren in angetrunkenem Zustand scheint ein Kavaliersdelikt zu sein. Reumütig ist ein vierzigjähriger Schlosser. Er hat aufs Velo umgesattelt und will seinen Ausweis nicht zurück. »Ich bin zwanzig Jahre Auto gefahren. Das war schön. Jetzt reicht. Ich habe einen Seich gemacht, bin selber schuld.« Ihn störe bloß, dass vor allem die Ausländer weiterhin wie irre auf der Straße herumdüsen dürften und dabei die Kinder gefährden und – ungestraft – viel Mist bauen würden. Aber er sei halt prinzipiell gegen Ausländer. Er habe einfach etwas gegen sie. Auch, weil sie den Schweizern die Arbeit und die Wohnung wegnehmen würden. Sein Hemd stehe ihm näher als die Weste. – »Wie meinsch das, das musst du mir erklären«, fragt ein anderer.

Ein Geschäftsmann beklagt sich immer wieder darüber, alleine in einer Zweierzelle schmoren zu müssen, dabei sei er so ein geselliger Typ. Er wird auch jeden Abend mit dem Geschäftswagen vors Gefängnis chauffiert und am Morgen vor 6 Uhr wieder abgeholt, obwohl sein Arbeits- und Wohnort kaum tausend Schritte vom Lohnhof entfernt ist.

Von heute an soll sich das Alleinsein in der Zelle ändern. »Nachschub« ist angesagt. S. freut sich, rastet aber aus, als auf der Schiefertafel an seiner Zellentüre ein ausländischer Name ange-

schrieben ist. Nein, das komme nicht in Frage. »Wir sind hier in einem Schweizer Gefängnis. Und da kommt mir kein Türke oder Jugo rein.« Über einen Spaghetti oder Spanioggel ließe sich noch diskutieren. »Aber das kommt nicht in Frage. Das ist doch ein Jugo, tönt nach Messerschleifer. Nein, lieber hänge ich mich auf.« Er holt beim Bränneli einen Schwamm und eine Kreide, löscht den Namen aus und schreibt einen der neu ankommenden Schweizer hin. Der Aufseher lässt es zu, nicht aber der Beamte, der die Einteilung vorgenommen hat und noch rasch vorbeischaut. Auch er wird laut: »Wozu mache ich denn meine Büez, wenn irgendwelche Knackis meinen, sie könnten wieder alles umstülpen. Nein, nicht mit mir. Mit mir nicht.« S. müsse halt in den sauren Apfel beißen. Das sei nun mal so und nicht zu ändern. S. denkt aber nicht daran. Er packt seine Sachen und verlangt, »in d Spinnwindi oder ins Schällemätteli« (das ist eine andere Strafanstalt) gebracht zu werden. »Lieber das, als ...« – »Aber das geht jetzt nicht«, fällt ihm der Beamte ins Wort. »Heute nicht!« S. gibt auf. Kein Wort werde er mit diesem Jugo reden. Der könne gewiss kein Deutsch. Und wegen des Gestanks müsse er wohl die ganze Nacht seine Nase durch die Gitterstäbe zwängen.

Drei Tage später. S. und sein Zellengefährte haben »Säcke unter den Augen«. Sie haben wieder die halbe Nacht zusammen durchgejasst. Auf dem Weg zum Ausgang lachen sie zusammen, klopfen sich auf die Schultern. »Es gibt halt auch Ausnahmen«, sagt S., »nix Problema«, der Jugoslawe.

Mich erinnert das an meinen letztjährigen Gefängnisaufenthalt. Damals war ich mit einem verschuldeten Koch in der Zelle. Er erzählte mir von seinen Erfahrungen auf dem Fürsorgeamt: »Die Türken, die holten ihre Gutscheine mit dem BMW ab. Ich

bekam gar keine. Die bekamen auch billige Wohnungen. Ich nicht. Die Spanier und die Italiener haben wenigstens den Gottardtunnel gebaut. Aber die Türken, die können nicht arbeiten. Außer jene, die als Küchenbursche auf tausend Franken im Monat kommen. Die legen einen hin. Denen würde ich sogar mehr bezahlen.»

Muntere Jasskumpanen

Am Abend vor meinem Austritt kommt es noch zu einem kleinen Gerangel zwischen einem Aufseher und einem Elsässer. Dieser hatte seine Bestellung fürs Wochenende – Esswaren und Getränke dürfen nicht selbst mitgebracht werden – ordentlich ausgefüllt und am richtigen Ort hingelegt. Während der Schulferien müssen die Bestellungen aber einen Tag vorher abgegeben werden. Das wusste der Elsässer nicht. Statt des erwarteten Kistlis mit Früchten, Brot und Schokolade bekommt er nun bloß seinen Zettel zurück. Das ärgert ihn. Er beschwert sich beim Aufseher, wird aber unwirsch abgewiesen. »Was willst du? Willst du etwa die ganze nächste Woche drinbleiben? Also, halt jetzt deinen Latz. Ich habe jetzt Feierabend.« Ich mische mich ein, sage, dass das so nicht gehe, was der Aufseher offenbar ohnehin gerade merkt. Er ändert den Ton, erklärt dem Elsässer, das sei nun mal so und da könne er auch nichts machen, aber nächste Woche gäbe es ja wieder einen neuen Bestellzettel. Dann wünscht uns der Aufseher – fast väterlich – gute Nacht.

«Ich halte es nicht mehr aus. Mich scheißts an«, ruft der Schlosser aus der Nachbarzelle. »Chum, mach ken Seich«, ruft ihm sein Mitinsasse, der »Direktor«, zu. Dann reden sie lange miteinander, später grölen sie sogar.

Aus einer andern Zelle dröhnt »The Wall«: »Hey you ... can you hear me?«

Wenn Betroffene berichten

Die »Weltwoche« veröffentlichte 1991 meine Aufzeichnungen über das Basler Lohnhofgefängnis, wo ich wegen Zivilschutzverweigerung einsaß (in den beiden anderen Gefängnissen wegen Militärdienstverweigerung). Danach erhielt ich mehrere anonyme Drohungen. Ein angetrunkener Aufseher, der mich in einer Kneippe erkannte, kam wütend auf mich zu. Zwei Kollegen hielten ihn zurück. Mittlerweile wurde der »Lohnhof« saniert und in ein Hotel mit Wohnungen umfunktioniert.

In den vorliegenden »Knast- und Fluchtgeschichten« kommen zwei Angestellte vor, die ich bereits 1972 in der Strafanstalt Solothurn und im Untersuchungsgefängnis Olten kennen gelernt habe. Der eine zerriss einen Brief von mir, schlug meine Zellentüre zu, riss sie wieder auf, schlug sie wieder zu und schrie mich an, ein verdammter Vagant zu sein, weil mein Brief wenig schmeichelhafte Äußerungen über den Strafvollzug enthielt. Der andere verlangte meine Versetzung in Einzelhaft. Er beschuldigte mich, ihn angegriffen zu haben, nachdem er – mit andern Angestellten zusammen – vor meiner Zelle einen angetrunkenen Häftling brutal überwältigt hatte.

So weit ein paar Erinnerungen an vergangene Zeiten, als in der Strafanstalt »Oberschöngrün« das Licht noch um 21 Uhr zentral gelöscht und Radio Beromünster während des Wunschkonzerts ausgeschaltet wurde. Aber das ist passé. Das Gefängniswesen ist in gewisser Hinsicht liberaler geworden. Das Personal wird etwas besser geschult und etwas besser entlohnt. Doch spielt sich hinter

den dicken Mauern nach wie vor viel Trauriges ab. Die vorliegenden Aufzeichnungen weisen darauf hin. Sie vermitteln auch Erhellendes, lassen uns schmunzeln und einer Realität annähern, die wenig bekannt und weiter zu erkunden ist.

In der Sozialforschung verlocken ausgeklügelte Methoden der Datenerfassung dazu, Erhebungen möglichst grandios anzugehen. Im vorliegenden Buch berichten Betroffene über das, was sich hinter nackten Zahlen verbirgt. Persönliche Gespräche und präzise Beobachtungen helfen, Probleme zu erkunden. Die einfache, sinnliche Wahrnehmung ist wichtig. Ohne die prozessorientierte Darstellung von Einzelschicksalen sagen viele Statistiken wenig aus. Günther Wallraff hat mit seinen Industriereportagen mehr aufgedeckt als diverse aufwändige Betriebsstudien.

Der ehemalige Basler Statistikprofessor Hans Guth hat verschiedentlich darauf aufmerksam gemacht, dass statistische Auskünfte zwar wertvoll sind, aber noch keinen Einblick in das wirkliche Dasein vermitteln. Eine Gesamtsicht bekommen wir erst aus den individuellen Beschreibungen. Da tritt uns viel Menschliches entgegen, das sonst wenig Beachtung findet. Vor der Zahlenbeigelei kommt das Hinschauen und Zuhören. Der Bildschirm und die Datenbank sind kein Ersatz für das Gespräch. Aber aufgepasst, die Biografierung erlaubt keine Generalisierung.

Qualitative Recherchen zeichnen sich durch einen deutenden und sinnverstehenden Zugang aus. Sie erfordern als kommunikativer Prozess eine hohe Sensibilität für die (Selbst-)Wahrnehmung und für die Interaktion mit allen Beteiligten. Lebensweltliche Sozialreportagen knüpfen an eine Tradition an, die bereits vor hundert Jahren in Chicago entstand. Berichte von »Randständigen« bildeten damals eine wichtige Grundlage, um Folgen des sozio-

kulturellen Wandels und Unterschiede zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen festzumachen.

Der Zwang zu repräsentativen Aussagen und zur Bereitstellung technisch-instrumentellen Verfügungswissens förderte im Verlaufe des 20. Jahrhunderts die quantitative Berichterstattung. Allmählich zeichnet sich nebst der datenorientierten Computerisierung eine kleine Renaissance alltagsnaher, qualitativer Ansätze ab. Die vorliegende Arbeit fühlt sich diesen verpflichtet.

Prof. Dr. Ueli Mäder ist Soziologe an der Fachhochschule für Soziale Arbeit, Privatdozent an der Universität Basel und Gastprofessor an der Universität Fribourg.